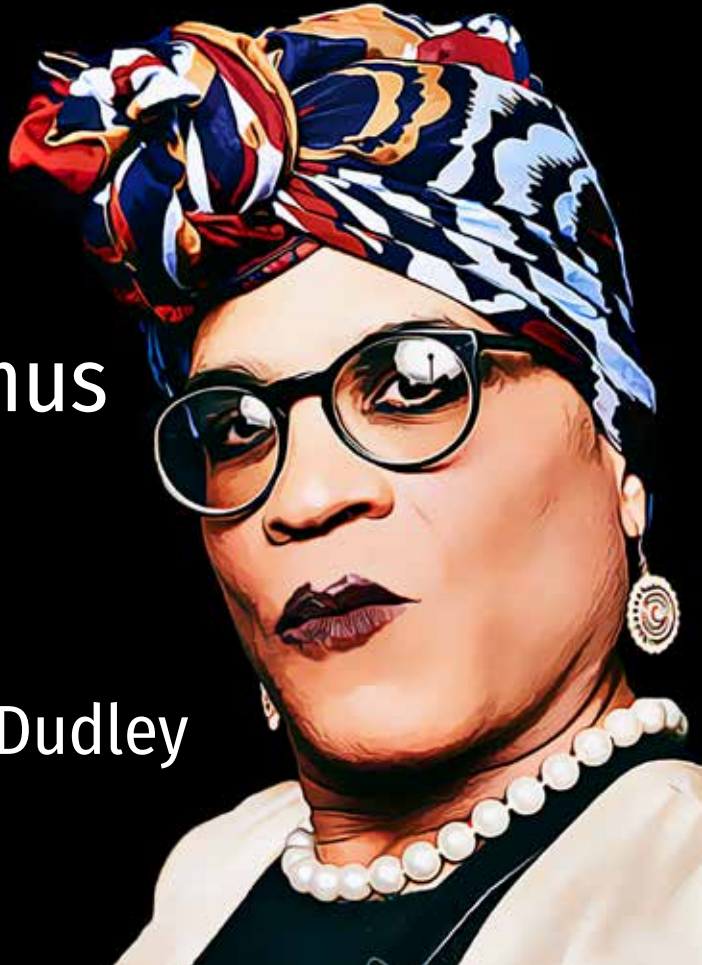


RACE RELATIONS

Essays
über
Rassismus

Michaela Dudley



Race Relations

Essays über Rassismus

Schwarz wird in diesem Buch großgeschrieben, da es sich bei dem auf Menschen bezogenen Begriff um mehr als eine Farbe handelt. Das Wort in der Großschreibung hebt eine soziopolitische Positionierung in einer prädominant weißen Gesellschaftsordnung hervor und fungiert dabei als Zeichen des Widerstands gegen die Unterdrückung. Auch weiß markiert nicht ausschließlich eine Hautfarbe. Der Begriff wird in diesem Essayband deshalb klein und kursiv geschrieben, um seinen Charakter als Ideologie statt physischer Tatsache zu markieren.

„Die Entmenschlichung fängt mit dem Wort an,
die Emanzipierung aber auch.“

Michaela Dudley

Michaela Dudley (Jahrgang 1961), eine Berlinerin mit afroamerikanischen Wurzeln, ist Kolumnistin, Kabarettistin und Keynote-Rednerin. Ihre wortgewandte sozialkritische Kolumne „*Frau ohne Menstruationshintergrund*“ erscheint regelmäßig in der *TAZ*. Außerdem schreibt sie für den *Tagesspiegel*, das LGBTQ-Magazin *Siegessäule* sowie für *Missy* und *Rosa Mag* und ist so gleichsam im Milieu und im Mainstream unterwegs. Die Blacktivistin, Queerfeministin und gelernte Juristin (Juris Dr., USA) setzt sich facettenreich für die Würdigung der Vielfalt ein.



Als „Diva in Diversity“ reüssierend, referiert sie und leitet Workshops mit intersektionalen Ansätzen gegen Diskriminierung. Dabei arbeitet sie mit der Deutschen Bahn, dem Mitteldeutschen Rundfunk, der Führungsakademie der Bundesagentur für Arbeit und dem Goethe-Institut zusammen. 2021 war sie Talkgästin im James-Murua-Podcast über Schwarze und afrikanische Literatur, einem Projekt des Auswärtigen Amts und der Frankfurter Buchmesse. In Fernsehsendungen wie *Kulturzeit* (3Sat/ZDF) und *Brisant* (ARD) kommentiert sie brandaktuelle Themen. Ihr satirisches, mit Eigenkompositionen untermaltes Kabarettprogramm heißt „*Eine eingefleischt vegane Domina zieht vom Leder*“.

2021 erschien sie als Fashion Model in der Pride-Kampagne von GAP und Zalando, ihr Fotoshooting wurde durch ihren Auftritt als historische Erzählerin in einem dokumentarischen Video ergänzt. Bei der Berliner Uraufführung des faktenbasierten Gerichtsdramas *JUST MERCY* (USA; Regie Destin Daniel Cretton; mit Michael B. Jordan und Jamie Foxx) saß Dudley in der Expertenrunde zur Thematik „Justizmord und Schwarzsein“. Zudem übersetzt sie offiziell im Auftrag der Internationalen Filmfestspiele Berlin (Presse und Sektion Generation).

Inhalt

Vorwort: Vorwärts	Seite 7
1. Das Gesicht wahren	Seite 17
2. Blinde Sehnsucht	Seite 35
3. Ras(s)enverhältnisse	Seite 59
4. Wandelstreppe in die Wolken	Seite 87
5. Grenzen gesetzt	Seite 97
6. Schmückendes Beiwerk	Seite 113
7. Sojourner Truth	Seite 123
8. Die verlorene Sache	Seite 127
9. Auf ein Wort	Seite 147
10. Bittere Pillen	Seite 165
11. Weißglut und der Coup-Klux-Klan	Seite 181
Epilog: Zugabe oder Zugeständnisse?	Seite 203
Quellenangaben	Seite 217

Vorwort: Vorwärts!

Rassismus tötet. Und das mit System. Auf methodische Weise nimmt er uns, seine Opfer, ins Visier. Wegen unserer Hautfarbe und unserer vermeintlichen oder auch tatsächlichen Herkunft gelten wir als verrufen – und verfügbar. Seit einem halben Millennium werden wir vom Rassismus beschattet, bedroht, bedrängt, beleidigt und beseitigt. Mit passionierter Penibilität wurde eine Pseudowissenschaft entwickelt, um unsere generationenübergreifende Unterwerfung zu rechtfertigen. Mit Elan und Erlassen förderte die Kirche den Kolonialismus. Die hochgelobten Humanisten und Fürsprecher der Freiheit sahen tatenlos zu, während wir entmenschlicht wurden: Georg Wilhelm Friedrich Hegel und Immanuel Kant, George Washington und Thomas Jefferson hatten gut reden. Ausgerechnet im Zeitalter der Aufklärung, gewissermaßen zum Urknall des Universalismus, blühte der Handel mit Versklavten auf.

Doch auch heutzutage – nach der zumindest formalen Emanzipation – werden wir als Opfer des Rassismus ausgegrenzt und gleichzeitig eingezäunt. In Asylantenheimen, in Justizvollzugsanstalten, in der Psychiatrie, in den Fängen der Sextraffiker. Oder wir fristen unser Dasein mit etwas Glück als Steuerzahlende im Streichelgehege des selbsternannten Sozialstaates, dem Menschengarten der Moderne. Denn auch da sind wir angekettet. Wir werden wie Marionetten manipuliert. Wir werden dressiert, um unsere Dankbarkeit besser artikulieren zu können. So oder so sind wir nicht frei, sondern immer noch Freiwild. Und da der Rassismus nach wie vor wütet, hinterlässt er weiterhin Blutspuren und vernarbte Seelen. Ihm steht dabei eine

große Auswahl an Tatorten zur Verfügung. Sein Unwesen treibt er am Arbeitsplatz, an der Tür zur Disko, auf offener Straße, im Internet und auch von der Richterbank aus. Häufig kann er, der Rassismus, getrost damit rechnen, nicht mal als Problem betrachtet zu werden. Denn angeblich existiert er ja gar nicht mehr oder die ihm vorgeworfenen Handlungen werden als verständliche Reaktion auf die sogenannte Überfremdung der gedachten Heimat fehlinterpretiert.

Die Komplizenschaft des Rassismus ist ebenfalls überall unterwegs. Sie lässt sich jedoch nicht minder schwer fassen. Viele Mit-täter*innen ahnen selbst nicht, dass sie ihr Schützenhilfe gewähren oder zumindest Zuflucht bieten. Wenn sie mit den Privilegien konfrontiert werden, die sie infolge ihrer aktiven oder auch nur passiven Mitwirkung genießen, zücken sie ihre Smartphones. Sogleich warten sie mit Beweisbildern von einem afrikanischen Patenkind auf, das sie seit Jahren mit Leidenschaft und Lastschriftverfahren unterstützen. Sie weisen auf ihre Social-Media-Profile hin und zeigen, wie sie jüngst *Blackout Tuesday* gefeiert haben.

Dabei möchte ich Sympathiegesten und Solidaritätsbekundungen nicht pauschal in Abrede stellen. Heutzutage ist der Begriff *Black Lives Matter* in aller Munde – und das ist gut so. Die gleichnamige Bewegung, die bereits 2013 infolge der Erschießung des Schwarzen Teenagers Trayvon Martin gegründet wurde, hat mittlerweile rund um die ganze Welt Ableger. Im Schulterschluss mit uns Schwarzen greifen Menschen jeglicher Couleur den desperaten Satz auf: „*I can't breathe!*“

Schon 2014 stieß der Schwarze Eric Garner ebenjene Wörter während seiner tödlichen Festnahme auf Staten Island in New York aus. Und er wird kaum der Erste gewesen sein. Von dem fatalen Einsatz gibt es sogar kurze Videoaufnahmen, die Garner im damals wie heute verbotenen Würgegriff der Polizei zeigen, wobei es für den verantwortlichen Beamten keine ernststen Konsequenzen gab. Jahre später

nahm eine junge Schülerin namens Darnell Frazier¹ ein 8 Minuten und 46 Sekunden langes Video mit ihrem Handy auf – und diese Szene klebt visuell und akustisch in unserem Gedächtnis: Der Afro-amerikaner George Floyd², bereits mit Handschellen gefesselt und auf dem Boden liegend, stirbt unter dem Knie des Polizeisergeants Derek Chauvin. Der Mitschnitt, der Floyds Martyrium in Minneapolis festhält, ging sofort viral. Genau genommen, war Floyd sogar 9 Minuten und 29 Sekunden gefoltert worden, wie Bodycam-Aufnahmen der beteiligten vier Polizisten später verriet.³ Eingedenk der Tatsache, dass ich am eigenen Leib schon viel Erfahrung mit Rassismus gesammelt hatte, war ich verblüfft, dass ich noch heulen konnte, während ich mir den Mord anschaute. Und das tat ich immer und immer wieder. Wie eine masochistische Voyeurin. Wohl in der verzweifelten Hoffnung, dass Chauvin im nächsten oder übernächsten Durchlauf rechtzeitig aufhören würde, damit Floyd wieder heil auf die Füße und mit einem Schrecken davonkommen könnte. Als hätte *White Supremacy* jemals eine Schwäche für Gnade.

Aber dann kam fast ein Jahr später die „Erlösung“. Das einstimmige Urteil der zwölf Geschworenen wurde vom Richter verlesen. Schuldig in allen drei Anklagepunkten: Mord zweiten Grades, Mord dritten Grades und Totschlag zweiten Grades. Eine Mischung aus Euphorie und latenter Erzürnung bemächtigte sich meiner. Ich klatschte, ich schrie, ich schimpfte, als der Ex-Cop abgeführt wurde. Der süffisant-gelassene Gesichtsausdruck, mit dem er in die Handycamera geschaut hatte, während er das Leben aus George Floyd qualvoll herausquetschte, war nicht mehr zu erkennen.⁴

„Ich kann nicht atmen!“ Diese Parole erlangte inmitten der Pandemie eine erweiterte Signifikanz. Denn Rassismus nimmt uns – uns allen! – die Luft zum Atmen. Gleichwohl entsteht dieses Virus nicht in einem Vakuum, sondern in einer brodelnden Biosphäre, in der Brutalität und Bürokratie an und für sich gut miteinander auskom-

men. Wir direkt Betroffene der Diskriminierung, wir, die methodisch marginalisiert sind, weisen dabei eine erhöhte Komorbidität auf. So ist es zu begrüßen, dass nicht Schwarze Verbündete, die bislang kein Sterbenswort gesagt haben, was Rassismus betrifft, unsere Schnappatmung endlich wahrnehmen.

Sie können nicht mehr tatenlos mit ansehen, wie unschuldige Schwarze durch rassistische Übergriffe des Staates und seitens diverser Bürgerwehren wie 2020 im Fall von Ahmaud Marquez Arbery im MP4-Format ohne Anlass gejagt und getötet werden. Zugleich möchten sie nicht mehr wegschauen, auch und gerade wenn Frauen wie die unschuldige Rettungssanitäterin Breonna Taylor nicht coram publico, sondern nachts in ihrem Schlafzimmer im Kugelhagel der Polizei tödlich verletzt werden. Ausgerechnet Taylor, eine der kollektiv gefeierten Held*innen im Kampf gegen COVID-19, starb als zunächst anonymen Kollateralschaden eines misslungenen Polizeieinsatzes. Ja, bitte: #SayHerName. Außerdem begreifen unsere nicht Schwarzen Verbündeten nach und nach, dass auch sie ins Visier der Rassisten geraten können: Der *weiße*, damals 17-jährige Kyle Rittenhouse, der sich von seiner Mutter zu einer BLM-Demo chauffieren ließ, erschoss in Kenosha, Wisconsin, zwei *Weißer* und verletzte einen weiteren *Weißer* schwer. Und nationalistische Republikaner in den USA gaben sich daraufhin die Klinke in die Hand, um dem inzwischen freigesprochenen Knaben zu huldigen. Einige Kongressabgeordnete haben Rittenhouse sogar ein Praktikum im Kapitol angeboten, als wäre der *Coup-Klux-Klan* am Dreikönigstag 2021 nicht schlimm genug.

Während der moderne mediale Kulturkampf tobt, liegen immer mehr besorgte Bürger*innen in ihren „Fox“-Löchern auf Lauer. Alles, was multikulturell wirkt, alles, was nach kritischer Auseinandersetzung mit Rassismus klingt, wird unerbittlich unter Beschuss genommen. Selbst in der noch definierbaren politischen Mitte der Gesellschaft gibt es Skeptiker*innen, die die Devise der BLM-Bewegung

„*No justice, no peace*“ eher als Drohung auffassen. Eine fatale Fehleinschätzung, die suggeriert, der böse Schwarze Mann sei mit geballter Faust und aufgehaltener Hand unterwegs. Gemäß dem Motto: „Versorgt mich! Oder ich vernichte euch!“ Und wenn man kein Interesse daran hat, Protestierende und Plündernde auseinanderzuhalten, trägt dieses Versäumnis nicht gerade zur Entschärfung der Lage bei. Denn die Devise „*No justice, no peace*“ ist schlussendlich keine Drohung, sondern eine unumstößliche Wahrheit. Ein Weckruf, der uns alle aus dem Dornröschenschlaf erwachen lassen muss, ganz egal, ob wir *woke* sind. Denn eine Gesellschaft, in der nur die Privilegierten Gerechtigkeit erwarten können, kann auf Dauer niemandem Frieden gewährleisten. Das gilt hüben wie drüben.

Mit diesem Essayband möchte ich Geschichte und Geschichten präsentieren, die diversen Opfern des Rassismus ein Gesicht geben und simultan der hässlichen Fratze des Hasses die Maske herunterreißen. Im Fokus ist dabei der Rassismus, der sich gegen Schwarze beziehungsweise afrikanischstämmige Menschen richtet. Die Episoden erzählen über Generationen und Ozeane hinweg von Doppelmoral und Demütigungen, von trotzigem Triumph in der Umklammerung trostloser Tragödien, ob in Benin, Berlin oder Birmingham. *Black History* ist schließlich Menschheitsgeschichte.⁵ Sie tangiert die Lebens- und Leidenswege unserer Brüder und Schwestern aus anderen Kulturen und sie gehört uns allen. Handlungsweisen, Institutionen und Strukturen, die den afrophoben Rassismus fördern, wohnen zu einem nicht geringen Teil dem Antisemitismus, der Islamophobie und dem Asian-Hass sowieso inne. Von der Misogynie und der LGBTQ-Feindlichkeit mal ganz zu schweigen – und hierin wird eben nicht geschwiegen, was die Unterdrückung der Frauen und der queeren Menschen anbelangt. Die Intersektionalität, die sich mit der Mehrfachdiskriminierung befasst, bietet sich vielmehr als Lösungsansatz an. Denn sie lässt uns wahrnehmen, dass jedwede Mehrheit sich aus Minderheiten zusammensetzt.



(Quelle: shutterstock_1959539047)

Schwarz wird in diesem Buch übrigens großgeschrieben, da es sich bei dem auf Menschen bezogenen Begriff um mehr als eine Farbe handelt. Das Wort in der Großschreibung hebt eine soziopolitische Positionierung in einer prädominant weißen Gesellschaftsordnung hervor und fungiert dabei als Zeichen des Widerstands gegen die Unterdrückung. Auch weiß markiert nicht ausschließlich eine Hautfarbe. Der Begriff wird in diesem Essayband deshalb klein und kursiv geschrieben, um seinen Charakter als Ideologie statt physischer Tatsache zu markieren.⁶

In den verschiedenen Essays werden Lesende mit der afroamerikanischen Rassismuserfahrung vertraut gemacht. Die Sklaverei und der Sezessionskrieg werden mitsamt ihren schwerwiegenden Folgen detailliert unter die Lupe genommen. Wer oder was ist Jim Crow? Diese Frage wird ebenso geklärt wie die Verbindung zu den deutschen Nationalsozialisten. Die Nazis ließen sich nämlich von Jim Crow inspirieren, als sie 1935 die Nürnberger Gesetze entwarfen und erließen. Auch die Architekten der Apartheid in Südafrika freundeten sich enthusiastisch mit Jim Crow an.

Im Rahmen dieses Storytellings warte ich mit autobiografischen Anekdoten auf. Denn die Segregation, die durch Staatsgewalt geforderte rassistische Trennung von Schwarzen und Nichtschwarzen in den USA, ist für mich nicht etwa die graue Vorzeit, sondern eine grausame Erinnerung aus den 1960er-Jahren. Wenn meine Eltern und ich in die Südstaaten fuhren, hatten wir das sogenannte *Green Book* dabei, den jährlich erscheinenden Reiseführer für afroamerikanische Autofahrer, nach dem Herausgeber Victor Hugo Green benannt. Das Betreten der als „*White only*“ gekennzeichneten Hotels und Restaurants war Schwarzen Gästen quer durch den Süden streng verboten, wie auch das Verweilen in vielen Städten nach Sonnenuntergang. Das prägt, das prägt lebenslänglich. Freiheit sei eben ein ständiger Kampf, meinte die ikonische Soldatin mit Riesenafro. Es war Angela Yvonne Davis⁷, deren Konterfei ich mit zehn Jahren auf meinem Reversknopf hatte. Diesen bekam ich 1971 von meiner älteren Cousine – die Aufschrift rief zu einer Free-Angela-Demo im Central Park auf.

Während ich auf der Moltke-Brücke laufe und die Spree überquere, denke ich an Angela. Allerdings Angela Merkel. Denn meine Joggingstrecke führt direkt an der Waschmaschine, also dem Bundeskanzleramt, vorbei. Mutti zieht in diesen Tagen aus. „*Angie, Angie, where will it lead us from here?*“⁸ Merkel habe ich einige Male live gesehen, zwischen Sylt und Stuttgart. Aber niemals auf der Joggingstrecke. Damit will ich nicht suggerieren, Merkel sei unspornlich. Nein, sie wandert in Südtirol fleißig über Berg und Tal. Außerdem ist es eine große athletische Leistung, 16 Jahre ununterbrochen auf der Stelle zu treten. Okay, okay. Die Kabarettistin in mir kann es selbst bei diesen toderntesten Themen nicht lassen. Nennen wir es Schwarzen Humor. Ehe man sauer wird, dass ich der Ehefrau von Herrn Sauer politische Untätigkeit vorwerfe, möchte ich der Dame mein Lob und meinen Dank aussprechen, und zwar von ganzem Herzen. Merkel hat die Ellenbogen eingesetzt, um für eine Empathiegesellschaft zu wer-

ben. Sie ließ nicht vergessen, dass Menschen, die unverschuldet auf der Flucht sind, unser aller Achtung verdienen. Ich möchte niemals unterschätzen, wie viel Kraft sie jahrein, jahraus aufbringen musste, um an etlichen Fronten den Druck der Patriarchen und Populisten auszuhalten. Das zeugt von Charakter und Chuzpe. Chapeau!

Grünes Licht nun für die Ampelkoalition. Ich hoffe auf Aufbruch und die Ausweitung der Antidiskriminierungsmaßnahmen. Straßen umbenennen? Gern! Meine Reportagen offenbaren, wie wir in der Schwarzen Community seit Langem dafür plädieren, rassistische und den Kolonialismus verherrlichende Straßennamen zu ändern und empowernde Wegweiser durch die sonst weitgehend totgeschwiegene afrodeutsche Geschichte aufzustellen.⁹ Empowerment ist auch nötig, was den Umgang mit unseren „Morden“ betrifft. Verantwortliche müssen also mit zur Rechenschaft gezogen werden, wenn das System nicht gewillt ist, Morde wie die an Amadeu Antonio Kiowa und Oury Jalloh aufzuklären. Weniger Sonntagsreden, mehr Alltagshandeln. Der im November 2021 vorgestellte Afrozensus, der sich statistisch mit der Diskriminierung Schwarzer Menschen in der Bundesrepublik Deutschland befasst, zeigt eindeutig, dass unabhängige Beschwerdestellen nötig sind.¹⁰

Von der Gesellschaft insgesamt erwarte ich mehr Engagement – individuell und kollektiv. Mit Flashmobs allein ist es allerdings nicht getan. Und unsere Wachsamkeit darf sich nicht auf eklatante Hassverbrechen beschränken. Die Terroranschläge von Halle und Hanau verdeutlichen die Notwendigkeit des Zusammenhalts, auch und gerade im Alltag. Wenn die Wellen der Empörung verebben und die Hashtags auf dem Cyberfriedhof landen, bedeutet es nicht, dass der Rassismus sich ausruht. Bei der Bundestagswahl 2021 wurden im nordrhein-westfälischen Bergheim zwei wahlberechtigte muslimische Frauen des Wahllokals verwiesen, weil sie Hijabs trugen. Der Fall erinnert an die Schikanen, die afroamerikanischen Wähler*innen

in den Vereinigten Staaten während der 1960er-Jahre zugemutet wurden – und die republikanischen Gouverneure zahlreicher Bundesstaaten arbeiten seit der Abwahl Trumps eifrig daran, wieder solche Einschüchterungsmaßnahmen herbeizuführen.

Der Kampf gegen den Rassismus ist kein Sprint, sondern ein Marathonlauf mit Hindernissen. Wenn wir multikulturell als Staffel auftreten, können wir den Hass überholen und als Team ins Ziel der Gleichberechtigung einlaufen. Alle können davon profitieren.¹¹ Denn der Antirassismus befreit nicht nur die Unterdrückten. Wir Schwarzen sind zwar Opfer, jedoch auch Tatkräftige, die den Takt und den Ton angeben können. Seit einem halben Millennium sind wir auf diesem Parcours unterwegs und haben auf die harte Tour gelernt, nicht aufzugeben.

Diesbezüglich möchte ich aus meinem Tongedicht *Race Relations* zitieren:

Für Ruhe noch keine Zeit,
Sonst lägen wir danieden.
Ein Leben ohne Freiheit,
Ist ein Tod ohne Frieden.¹²

Michaela Dudley

Berlin, den 6. Dezember 2021

1. Das Gesicht wahren

Das Licht der Welt erblickte ich im Schatten der Freiheitsstatue. Es war Oktober 1961, und zwar genau 75 Jahre nach der Einweihung jenes ikonischen Monuments im New Yorker Hafen. Die Patronin mit der Patina stand mir also Pate. Gute Aussichten, oder? Zu ihr pflege ich zeitlebens allerdings eine Beziehung, die von einer Mischung aus Ambition und Ambivalenz geprägt ist. Wer sechs Jahrzehnte lang in meiner Haut steckt, vermag diese Zerrissenheit zu verstehen. Wer mich sieht, sollte es sofort begreifen können. Ein Blick auf meine in den USA ausgestellte Geburtsurkunde gibt schon Aufschluss. Ebenda steht der lakonische Vermerk: „*Race: Negro.*“

Diese anthropologische Festlegung ist folgenschwer. Ist sie aber auch fachgerecht? Gemäß den zu jener Zeit herrschenden Vorstellungen über die Menschheit mag diese Klassifizierung in Ordnung gewesen sein. In der Tat stammen meine Ahnen aus Afrika und sie wurden wie auch ich der Kategorie der Negroiden zugerechnet. Wahrhaftig weise ich die phänotypischen Merkmale dieser Kategorie auf, insbesondere in puncto Hautfarbe und Behaarung, teils auch wegen der Schädelform. Meine fleischigen Lippen und meine etwas breite Nase verraten ebenfalls einiges. Allerdings gibt es keine Menschenrassen, sondern die menschliche Rasse überhaupt. „*Race: Human*“ – das sollte eigentlich dort stehen. Die sogenannte Rassenkunde, die im 17. Jahrhundert etabliert und penibel ausgearbeitet wurde, war von Beginn an willkürlich und nicht minder wissenschaftsfremd. Doch die damit verbundenen Ansichten währen leider bis heute fort, und zwar als

Denkstrukturen. Die genealogische Statistik ist somit Teil der gesellschaftlichen Statik.

Ich bin so oder so Schwarz. Schwarz und verdammt stolz. Schwarz und verdammt strapaziert. Schwarz und verdammt halt. Trommelwirbel, bitte. Gern mit Djemben. Afrikanische Trommeln reden nicht nur, sie singen und sie sprechen auch. Und ihre Rhythmen bilden meinen Herzschlag.

An dieser Stelle sei vorsorglich erwähnt, dass meine Wenigkeit sogar mit Pauken und Trompeten gezeugt wurde. Die Fanfarenstücke entstammten allerdings dem Klangkörper des U.S. Marine Corps. Ja, die traditionsreiche Militärband machte Hintergrundmusik, während ich gerade noch ein Funkeln in den Augen meiner Mutter war. Mama und Papa hielten sich in der einen Kiste auf und unterhielten sich gleichzeitig vor einer anderen Kiste. Letztere war ein Röhrengerät mit aufgesperrten Mahagonitüren. Schnee flimmerte immer wieder über die Mattscheibe. Zum einen, weil der Empfang schlecht war, ganz egal, in welche Richtung man gedachte, die hasenohrartige Zimmerantenne zu drehen. Zum anderen gab es damals einen heftigen Blizzard in Washington, D.C. – und von dort wurde die Amtseinführung eines charmanten jungen Präsidenten live übertragen. Mit einer Hand zum Schwur gehoben und mit der anderen auf der Bibel legte John Fitzgerald Kennedy seinen Eid ab. Dann legte er mit seinen Visionen los. Als JFK das Wort ergriff, fesselte er die Nation. Eine Nation, in der sich einige Sterbliche danach sehnten, entfesselt zu werden:

Wir dürfen in unseren Tagen nicht vergessen, dass wir die Erben jener Revolution sind. Mögen nun und hier Freund und Feind erfahren, dass die Fackel weitergereicht wurde an eine neue Generation von Amerikanern, die in diesem Jahrhundert geboren, durch Krieg gehärtet und durch einen kalten und bitteren Frieden an Disziplin gewöhnt

wurde – die stolz auf unser altes Erbe und nicht bereit ist, zuzusehen oder zuzulassen, dass die Menschenrechte, zu denen sich diese Nation immer bekannte und auch heute bekennt, langsam zugrunde gerichtet werden.¹

Es war wohl auch die Rede, in der er in demselben Atemzug ermutigte und ermahnte: „Fragt nicht, was euer Land für euch tun kann – fragt, was ihr für euer Land tun könnt.“² Hehre Worte. Hehre Worte in einem herben Winter: Am Vorabend der Inauguration waren rund 3.000 Schneepflüge eingesetzt worden, um die Verkehrswege des Bundesdistrikts in Anbetracht der bevorstehenden Parade frei zu räumen.

Aber in dem imposanten Gebäude mit der Hausnummer 1600 an der Pennsylvania Avenue hatten die neuen Bewohner es offenbar versäumt, vor der eigenen Tür zu kehren. Die abgedroschenen Platitüden über Menschenrechte blieben gleichsam auf der Straße und knirschten unter den Sohlen wie der trotzige, schmutzige Schnee von gestern. Dabei ist ein Schwarzer Sänger und Steptänzer von Welt-ruhm ausgerutscht.

Mit dem *Jigaboo Jitterbug* gedachte ich, jenem Star eine sarkastisch-solidarische Warnung zu schreiben. Diese kam, was ihn betrifft, etwa 60 Jahre zu spät. Eigene Erfahrungen zu sammeln, ist ja zeitaufwendig. Rückschlüsse zu ziehen, ist oft schmerzhaft. Eine Marionette, die ihre Fäden in die Hand nimmt, bleibt eine Marionette, oder? Immerhin gilt die ebenso klare wie konfuse Aussage:

*Save your face,
It's all you got,
Find your space,
Stay on your spot.*

*Show them teeth,
But don't you bite,
Remain beneath,
Don't dare to fight.*

*Sing your song,
Do the dance,
Move along,
It's your chance.³*

Für Sammy Davis jr. alias Mister Entertainment war die Buchung Anfang 1961 wie ein Ritterschlag. Es handelte sich um eine Veranstaltung, die in der East Capitol Street stattfinden sollte, und zwar in der mit 10.000 Sitzplätzen ausgestaffierten Armory der National Guard in Washington, D.C. Eigentlich hatte er in seiner spannenden Karriere schon längst in viel größeren Hallen gespielt. Diesmal aber sollte er beim Inaugurationsball von John F. Kennedy antanzen. Zu den anderen erlesenen Headlinern des Events zählten Laurence Olivier, Leonard Bernstein und Frank Sinatra. So hatte sich Davis gefreut, auf der A-Liste zu sein. Doch bei ihm stand „A“ eben für „Ausladung“. Verzeihung, aber man habe sich plötzlich eines anderen besonnen. Das abrupte Umentscheiden gegen Davis erfolgte möglicherweise auf Geheiß des Patriarchen Joseph Kennedy, der den Ball für seinen 43-jährigen Sohn übrigens aus eigener Tasche finanzierte. Davis erhielt noch dazu die niederschmetternde Anweisung, sich vom Event bitte fernzuhalten. Nein, nicht einmal als Zaungast sollte er in Erscheinung treten. Auf dem schwarzweißen Parkett der Politik wurde Davis nicht lediglich auf dem falschen Fuß, sondern auch auf dem falschen Feld erwischt. Schachmatt kann man ohne „Schmach“ nicht buchstabieren.

Ausgerechnet Davis sollte Hausverbot bekommen? Seitdem er ein Dreikäsehoch war, stand der Afroamerikaner mit hispanischen Wur-

zeln auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Auch wenn er dunkelhäutig war, trat er als Kind mit *Blackface* auf. Pechrabenschwarz und putzig. Nach den damaligen Maßstäben. So konnte er einen 44-jährigen Zwerg namens Silent Sam verkörpern, ohne negativ aufzufallen – für Darsteller unter 16 Jahren war es verboten, im Rampenlicht zu stehen. Stumm blieb er aber nicht. Nein, er ließ seine Stimmbänder mit samtweichen sonoren Tönen vibrieren und sie öffneten ihm Tür und Tor. Er schaffte den Sprung von Harlem bis nach Hollywood. Bei der Army unterhielt er zwischen 1943 und 1945 die Truppen, auch wenn die Soldaten ihn rassistisch beleidigten und sogar schlugen. 1955 wurde er zu einem Reformjuden.⁴ Ist sein Werdegang nicht der Stoff, aus dem der buntscheckige amerikanische Traum zusammengenäht wird? Die Story handelt von harter Arbeit, Glaubensfreiheit und Auferstehung.

Den Übertritt zum Judentum führte Davis übrigens auf ein tiefes Insichgehen nach einem schrecklichen Autounfall an der Route 66 zurück, das er nur knapp überlebt hatte. Durch den Unfall war er auf dem linken Auge blind. Allerdings unterstützte er die Wahlkampfkampagne des Mannes aus Massachusetts gleichsam blind. Und doch: Er hätte die Blamage und seinen damit verbundenen Gesichtsverlust kommen sehen müssen.

Einige Monate zuvor auf dem Nominierungsparteitag der Demokraten 1960 in Los Angeles war Davis von vielen aus den Südstaaten stammenden Delegierten ausgebuht worden. Frank Sinatra, als enthusiastischer Befürworter Kennedys ebenfalls dabei, war entsetzt. Er legte eine Hand auf Davis' Schulter und tröstete: „Ach, diese dreckigen Hurensöhne. Sammy, lass sie nicht an dich ran.“

Leichter gesagt als getan. Davis steckte die Erniedrigung in Los Angeles dennoch weg. Politische Parteitage tendieren dazu, wie Familientreffen abzulaufen. Es gibt Beschimpfungen, es fliegen die Fetzen. Pack schlägt sich, Pack verträgt sich. Oder? Sammy Davis jr. gehörte

dem Pack wiederum nicht an, sondern vielmehr dem *Rat Pack*, jener Meute hochkarätiger Performer, die mit Charisma und Cocktails auf die Bühnen der Casinos traten. Die Hauptstadt Washington ist natürlich nicht mit Las Vegas gleichzusetzen, aber sie ist trotzdem das Venue vieler Vabanquespiele. So wollte Sinatra die Würfel rollen. Als Anführer der Rattenbande wurde das italoamerikanische Idol bei den Kennedys vorstellig, um Davis' Teilnahme an der Gala zur Amtseinführung doch noch zu erwirken. Sonnyboy Frank, dem ein etwas zu vertrauter Umgang mit Mafiosi nachgewiesen wurde, gelang es jedoch nicht, bei den Kennedys ein Umdenken zu forcieren. Die Ausladung habe übrigens nicht mit Davis persönlich zu tun, wurde Sinatra zugesichert.

Doch der Grund konnte nicht persönlicher sein. Davis war frisch mit einer *Weißer*, der schwedischen Schauspielerin May Britt, verheiratet und auf dem Parteitag der Demokraten war seine Verlobung schon bekannt gewesen. Auch die Presse hatte längst Bescheid gewusst. Keine Paparazzi, sondern renommierte Fotografen bannten Sammy und May regelmäßig auf die Platte. Die beiden Verliebten erschienen auf den Titelseiten von Hochglanzmagazinen wie der *Vogue*, als wären sie John und Jacqueline Kennedy. Die Exemplare gingen weg wie warme Semmeln und manche wurden zugleich ein Raub der Flammen. *Mixed Marriages* waren damals nicht nur skandalös, sondern in etwa der Hälfte der US-Bundesstaaten auch strengstens verboten. Eine Gallup-Umfrage des Jahres 1958 zeigte, dass lediglich ein Prozent der *Weißer* im Süden und nur fünf Prozent der *Weißer* außerhalb des Südens die Ehe zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen befürworteten.⁵

Der Reflex, Davis den blauen Brief zu geben, erfolgte entlang eines logischen Axioms des Kalküls. Es waren also Ängste, die Mitte Januar 1961 die Kennedys kalte Füße bekommen ließen. Welch Ironie! JFK hatte als Kommandant eines schiffbrüchigen Schnellbootes im Zwei-

ten Weltkrieg ein schwer verletztes Besatzungsmitglied mit sich zu einer fünf Kilometer entfernten Insel gezogen, und zwar quer durch die haiverseuchten Gewässer des Pazifiks. Nun aber als angehender Oberbefehlshaber am Potomac hatte er ein bisschen Bammel davor, zu früh und zu fleißig gegen den Strom der Mainstream-Gesellschaft zu schwimmen. Sich erst mal treiben lassen, statt Wellen zu schlagen: Das war nach dem harten, knapp erfolgreichen Wahlkampf gegen den Republikaner Richard Nixon das Ziel. In diesem Zusammenhang entbehrt es nicht einer gewissen Ironie, dass Davis, zunächst verzweifelt, dann lange verschnupft, Anfang der 1970er-Jahre zu einem Anhänger Nixons wurde. Und Nixon zeigte diesbezüglich keine Berührungsängste. Nein, er ließ sich von Davis sogar in aller Öffentlichkeit umarmen. War dieser Seitenwechsel die Vorlage für die spätere *Biracial Bromance* zwischen Kanye West und Donald Trump?

Wie dem auch sei: Andere Schwarze Stars waren zum Inaugurationsball von Kennedy 1961 eingeladen. Etliche. Darunter Nat King Cole, Harry Belafonte, Sidney Poitier, Ella Fitzgerald und Mahalia Jackson. Sie durften die Gala auch tatsächlich besuchen und mit ihren diversen Talenten aufhübschen. Aber die Stimmung war seltsam. Harry Belafonte erinnerte sich: „Es war einer dieser Momente, in denen nicht nur Frank nicht glücklich darüber war, wir anderen waren auch mit einem Moment konfrontiert, bei dem wir nicht wussten, wie wir das hinkriegen würden.“⁶

Dass Nat King Cole dabei sein durfte, ist übrigens nicht immer so selbstverständlich gewesen, obwohl er als Entertainer mit einem hervorragenden Renommee aufwartete. Der in Alabama geborene und in Chicago aufgewachsene Cole war Sohn eines Baptistenpredigers und einer Kirchenorganistin. Natürlich spielte er Gospelmusik. Klassisches Klavier jedoch auch, sogar „alles von Johann Sebastian Bach bis hin zu Sergei Rachmaninoff“.⁷ Doch es waren seine als singender Jazzpianist absolvierten Performances, die ihm viel Ruhm und

zeitweilig etwas Reichtum brachten. Den Löwenanteil des Reichtums holte er für andere ein. Entlang der Vine Street in Hollywood gibt es ein 13-stöckiges Hochhaus, das 1955 als das Capital Records Building eingeweiht wurde. Bald danach bezeichnete man es als *The House That Nat Built*, da Nat King Cole eine große Anzahl von Tonträgern für das Unternehmen verkauft hat. Mehr als 50 Millionen Schallplatten seiner Lieder wurden verkauft – *Straighten Up and Fly Right*, *Mona Lisa*, *The Christmas Song* und, ja, *Unforgettable*.

Unvergesslich ist freilich auch, dass Cole ähnlich wie Davis immer wieder den Zorn der Segregationisten geweckt hatte. Als Cole 1948 eine Villa in einem gänzlich *weißen* Stadtteil von Los Angeles erworben hatte, war ihm ein leuchtendes Geschenk zum Einzugsfest zuteilgeworden. Nämlich ein brennendes Kreuz, die Visitenkarte des Ku-Klux-Klans. Die Mitglieder der Eigentümergemeinschaft von Hancock Park gaben sich empört. Sie richteten ihre Wut jedoch nicht etwa an den KKK, sondern an Cole – und erklärten, sie wollen keine Unerwünschten in der Nachbarschaft. Cole antwortete sogleich: „Ich auch nicht. Wenn Unerwünschte hier auftauchen, werde ich der Erste sein, der sich beschwert.“

Der Zorn gegen Cole nahm zu. Denn er war der erste Schwarze mit einer eigenen Radiosendung, dann einer der ersten Schwarzen mit einer eigenen Fernsehserie, nach Ethel Waters (bereits 1939) und Hazel Scott (1950). *The Nat King Cole Show* auf NBC erzielte respektable Einschaltquoten. 1957 wurde sie aber nach 42 Folgen abgesetzt. Offiziell wegen fehlender Sponsoren. Rheingold Beer, Italian Swiss Colony Wine und Colgate waren gern dabei, doch die Konstellation reichte nicht. Cole meinte, Madison Avenue, Dreh- und Angelpunkt der Werbeagenturen, habe „Angst vor der Dunkelheit“ gehabt.⁸ Auch das hat man in weiten Teilen des Landes nicht gern gehört. Auf Tournee wurde Cole verbal und physisch attackiert. Immer wieder zirkulierten während seiner Konzerte Fantasiefahndungsfotos, die Coles

Konterfei mit irgendwelchen *weißen* Mädchen zeigten, um die Stimmung gegen ihn zu kippen.

In einem Fall hatten nicht weniger als 150 verärgerte weiße Männer konspirativ geplant, Cole in Birmingham zu kidnappen. Heutzutage würde man sie als „besorgte Bürger“ bezeichnen. Tatsächlich waren sie vom North Alabama Citizen's Council, einer KKK-Fraktion unter der Leitung von Asa Carter, der später für George Wallace die berühmte Rede „*Segregation Forever*“ verfasste. Einige Mitglieder seiner Gruppe kastrierten 1957 einen Schwarzen. Ein weiterer Verschwörungsteilnehmer war ein gewisser Kenneth Adams, der gleichzeitig der Neonazi-Gruppe National States' Rights Party angehörte. Adams wurde unter anderem mit einem Brandanschlag auf einen Bus mit Freedom Riders, dem Mord am Afroamerikaner Willie Brewster und einem Komplott zur Bombardierung verschiedener Kirchen und Zeitungsverlage in Verbindung gebracht. Also nur besorgte Bürger.

Beim Versuch, Cole zu entführen, rannten Adams und drei andere *Weisse* durch den Mittelgang des Birminghamer Auditoriums auf die Bühne zu. Cole war gerade inmitten seiner romantischen Ballade *Little Girl*, als Adams ihn packte. Der in Schrecken versetzte Sänger wurde von einem herunterfallenden Mikrofon direkt ins Antlitz getroffen. Adams rang ihn dann über den Klavierhocker auf den Boden nieder. Polizisten in Zivil schritten ein, wobei sie anfangs mit uniformierten Kollegen, von denen sie für weitere Angreifer gehalten wurden, zusammenstießen. Das britische Ted Heath Orchestra, mit dem Cole unterwegs war, wurde bei dem Handgemenge ebenfalls attackiert. Mit steifer Oberlippe verharrte es freilich auf seinem Posten – wie die Kapelle auf der *Titanic* – und stimmte sogar ein weiteres Stück an. Zwar nicht *Nearer, My God, to Thee*, aber immerhin *God Save the Queen*.⁹ Die Melodie dieses Stückes war gewissermaßen tonangebend, da sie in dem patriotischen US-Lied *America (My Country, 'Tis of Thee)* eins zu eins wiederzuerkennen ist. Das verwirrte Publikum,

das sich aus 4.000 *weißen* Fans zusammensetzte, kam für einige Takte pflichtbewusst auf die Füße, fast wie beim Spielen der Nationalhymne. Der Vorhang fiel.

Draußen entdeckten Beamte ein Auto, in dem Gewehre und Schlagringe deponiert waren. Adams und fünf andere Männer wurden festgenommen. Sie kamen aber meist mit einem halben Jahr Gefängnis davon.¹⁰

Cole überlebte den Angriff mit leichten Verletzungen im Gesicht und am Rücken. Doch er machte in einer Hinsicht einen fatalen Fehler. Dem Lynchen entkommen, redete er sich in einem Interview um Kopf und Kragen: „Ich kann es nicht verstehen“, lamentierte er fassungslos, „ich habe an keinen Protesten teilgenommen. Ich habe mich auch keiner Organisation angeschlossen, die gegen die Rassentrennung kämpft. Warum sollten sie mich angreifen?“¹¹

Namhafte Schwarze Zeitungen wie *The Chicago Defender* und *The New York Amsterdam News* feuerten eine Breitseite gegen Cole ab. Sie waren ihm gram. Denn er spielte immer noch in Etablissements, zu denen nur *Weißer* Zutritt genossen. Dabei trat er in Hotels auf, deren Manager ihn gern im Ballsaal zum Musizieren, jedoch nicht im Zimmer zum Übernachten haben wollten. Auch Thurgood Marshall, damals leitender Rechtsberater der National Association for the Advancement of Colored People (NAACP) und später der erste afroamerikanische Richter am Obersten Gerichtshof, meldete sich ohne Mitleid zu Wort. Er riet Cole, fortan mit einem Banjo aufzutreten.

Die Bemerkung mit dem Banjo deutete wohl auf einen „Saitenwechsel“ hin: Cole wurde als Verräter abgestempelt, und zwar mittels einer ätzenden Anspielung auf Jim Crow. In den USA ist „Jim Crow“ die gängige Bezeichnung für das umfangreiche System zur Aufrechterhaltung der rassistischen Hierarchie in sämtlichen Bereichen der Gesellschaft. Die Etikettierung beschreibt im Grunde die amerikanische Apartheid, die in den Südstaaten ironischerweise

ausgerechnet nach Beendigung der Sklaverei grassierte. Aber woher kommt der Begriff?

Seinen Ursprung hat er im Schwarzen Jim Crow, in der Krähe, dem ulkigen Rabenvogel, dem dümmlichen, gutmütigen Clown, der zur Belustigung der Plantagenbesitzer auf Befehl hüpfte und zupfte. Seit etwa 1830 stand Jim Crow im Mittelpunkt der Minstrel-Shows. Die Bühnenfigur wurde wohl von einem *Weißem* erfunden, dem Komiker Thomas D. Rice, der seine Visage mit verbranntem Kork oder Schuhputzcreme bemalt und seine Lippen auf absurde Weise überzeichnet hatte. Mit Laurence Olivier als Othello war Rice nicht unbedingt zu verwechseln. Rice meinte, die folkloristischen Lieder und Tänze der Versklavten verstanden zu haben. Kulturelle Aneignung war das im strengsten Sinn jedoch nicht, sondern eine groteske Verballhornung, die nicht nur im Süden, sondern auch im Norden des Landes an Beliebtheit gewann. Ein Jahrhundert später verkörperte der *weiße* Schauspieler Al Jolson ebenfalls mit *Blackface* in dem Streifen *The Jazz Singer*, der als erster abendfüllender Tonfilm gilt, einen Minstrel-Sänger.



Jim Crow, wie er singt und lacht. Erniedrigung als Entertainment (Quelle: Wikipedia).



William H. West (1853–1902; oben links im Bild) war ein US-amerikanischer Blackface-Schauspieler, der auch als „Progressive Minstrel“ reüssierte. Tatsächlich zählte er zu den ersten weißen Besitzern einer Minnesänger-Truppe, die sich aus Schwarzen Künstlern zusammensetzte (Quelle: FFDNPJ, alamy.com).



Die Schilder sagen eigentlich alles. Getrennte Wasserbrunnen in Oklahoma City, 1939. Zur gleichen Zeit in Deutschland war der Massenmörder Hitler vom „Weltmarktführer im kodifizierten Rassismus“ fasziniert (Quelle: Wikipedia).¹²



Die Blackfacing-Szene aus der erfolgreichen Krimikomödie *Ocean's 11* (deutscher Titel: *Frankie und seine Spießgesellen*) aus dem Jahr 1960. Während Peter Lawford, Dean Martin und Frank Sinatra (v. l. n. r.) sich zur Tarnung schminken, witzelt Sammy Davis jr. (ganz rechts im Bild) am Lenker: „Ich wusste, dass diese Farbe eines Tages nützlich sein würde.“ (Quelle: CC1CRD, alamy.com)



Ein beliebter, talentierter Schwarzer, der als salonfähig galt, durfte das internationale Parkett gern betreten. Für ihn war es gleichzeitig ein Drahtseilakt ohne Netz. Nat King Cole und Queen Elizabeth im Jahr 1960 (Quelle: C1oAWM, alamy.com).

Dabei gesellten sich auch Schwarze zu den Minstreln, beispielsweise Sammy Davis jr. in seiner Kindheit, aber zeitweise sogar erwachsene Blues-Musiker wie Fats Waller, Jelly Roll Morton, W. C. Handy, Ma Rainey und Bessie Smith. Für viele war es der ökonomischen Notwendigkeit geschuldet. Aber Cole stand finanziell etwas sicherer da, obwohl er noch lange nicht so viel verdiente wie einige weiße Kollegen, die weniger bekannt waren. Außerdem hat der KKK ihn auf dem Kieker. Trotzdem – oder gerade deswegen – erweckte er den Eindruck, sich mit der Segregation abgefunden zu haben. So schrieb Roy Wilkins, Exekutivsekretär der NAACP, ein Telegramm an Cole, in dem es hieß:

Du warst ja kein Kreuzritter, du hast dich kaum bemüht, die Sitten oder Gesetze des Südens zu ändern. Diese Verantwortung [...] überlässt du den anderen. Dieser Angriff auf dich lässt unmissverständlich erkennen, dass die systemische Bigotterie keinen Unterschied macht zwischen denen, die Rassendiskriminierung nicht aktiv bekämpfen, und denen, die es tun. Das ist ein Kampf, dem keiner von uns entkommen kann.¹³

Darüber hinaus hatte es sich herumgesprochen, dass Cole sich vor seinen Fernsehauftritten bewusst etliche Töne heller schminken ließ. Auch sein privates Leben war vom Colorismus gefärbt und gleichsam überschattet. Seine zweite Gattin Maria, eine hellhäutige Afroamerikanerin, entstammte einer Elitelfamilie Bostons. Unter dem Namen „Marie Ellington“ hatte Maria früher als Sängerin gearbeitet, und zwar im Duke Ellington Orchestra, wobei sie mit dem legendären Schwarzen Bandleader nicht verschwägert war. Den Nachnamen „Ellington“ hatte sie von ihrem ersten Mann Spurgeon Ellington, einem ebenfalls hellhäutigen Afroamerikaner, der 1943 als Bomberpilot ums Leben gekommen ist. Scheinbar hat Maria den ebenholzartigen Teint ihres famosen Gatten Nat als etwas Bedauerliches empfunden. Das bestätigte ihre gemeinsame Tochter, die preisgekrönte Vokalistin Natalie Cole (1950–2015), die zudem darüber berichtete, dass Maria es nicht ausstehen konnte, wenn Natalie und ihre Geschwister mit Schwarzen Kindern spielten.¹⁴

Colorismus, ein in der Schwarzen Community immer noch heißes Eisen, ist ein besonders sadistisches Nebenprodukt des systemischen Rassismus, weil das Gefühl der Zusammengehörigkeit dadurch Risse bekommt.¹⁵ Der Begriff geht auf eine Prägung von Alice Walker in ihrem 1982 erschienenen und 1985 verfilmten Roman *The Color Purple* (*Die Farbe Lila*) zurück.¹⁶ Das Tabuthema war allerdings bereits 1929

von Wallace Thurman in seinem Harlem-Renaissance-Klassiker *The Blacker the Berry* tief sinnig angeschnitten worden. Seine Porträtierung der dunkelhäutigen Emma Lou, die versucht, mit den rassistischen Strukturen innerhalb der afroamerikanischen Gesellschaft zurechtzukommen, deckte etliche Facetten der mehrfachen Ausgrenzung auf.¹⁷

Es wäre vermessen, Nat King Cole als Onkel Tom in die Geschichte eingehen zu lassen. Ja, er durfte 1961 vor JFK, Jackie und zigtausend auserkorenen Gästen spielen. Ungeachtet seines Nachbarschaftsstreits in L.A. wurde er als minder bedenklich eingestuft. Und, ja, als man ihn in Alabama überfiel, steckte er trotz seiner Indignation die Schläge brav ein. Er war für *White America* und das Weiße Haus also vermittelbar. Lange betonte er, er sei kein Politiker, sondern ein Entertainer. Und irgendwie ist es auch rassistisch zu erwarten, dass jedwede Schwarze Person lebenslänglich und 24/7/365 Aktivistin sein muss – auch wenn einige von uns diese Herausforderung nolens volens annehmen. Diese Herausforderung können wir leichter annehmen, weil Menschen wie Sammy und Nat, so unterschiedlich sie vermeintlich oder tatsächlich waren, auf ihre Weise und durch ihre Präsenz den Weg geebnet haben. Wie auch Thurgood Marshall und Roy Wilkins.

Damals, Ende der 1950er-, Anfang der 1960er-Jahre, gab es den Black-Power-Gruß noch nicht. Und wer die geballte Hand in der Tasche hielt, konnte nicht Klavier spielen. Wer auf den Händen saß, konnte niemandem imponieren und nichts bewirken. Cole ruhte sich auf seinen Lorbeeren allerdings nicht aus. Er wurde Mitglied der NAACP und trat als aktiver Teilnehmer der Bürgerrechtsbewegung in Erscheinung. Dabei spielte er bei der Organisation des Marsches auf Washington 1963 eine entscheidende Rolle, bei dem ein anderer King vor 250.000 Anwesenden erklärte: „*I have a dream.*“ Als Cole, ein unverbesserlicher Kettenraucher, 1965 an Lungenkrebs starb, hinterließ er Pläne für eine Produktion von James Baldwins Theaterstück *Amen Corner*.¹⁸ Die Witwe Maria Cole stimmte mit

einer Spende von 70.000 US-Dollar (heute 607.000 US-Dollar) den Plänen bereitwillig zu.

Das Bühnenspiel in drei Akten sah ich erst mit 14. Ich erinnere mich noch, wie die Figur der Pastorin Margaret am Ende sinniert: „Den Herrn zu lieben, das bedeutet, alle seine Kinder zu lieben – alle, alle! – und mit ihnen zu leiden und sich mit ihnen zu freuen und den Preis nie zu zählen!“¹⁹

Amen aus dieser Ecke. So sei es. Der Vollständigkeit halber möchte ich dennoch ein paar Sachen dazu erwähnen.

Es gab einen Afroamerikaner, der bei der Inaugurationsgala tatsächlich im *Blackface* auftrat. Allerdings genau 20 Jahre nach JFKs Soiree in der Armory, 1981 bei der Amtseinführung von Ronald Reagan. Ben Vereen beabsichtigte eine Hommage an den Schwarzen Vaudeville-Entertainer Bert Williams (1874–1922) und die Nummer sollte als Auftakt zu einer Kritik an der rassistischen Diskriminierung fungieren.²⁰ Aber die Fernsehsendung zeigte nicht den kritischen Teil, sondern ganz unreflektiert lediglich die stereotype Gestik und Mimik eines Minstrels, während das *weiße* Publikum jubelte. Alsbald wurde Vereen von einer Kaskade der Entrüstung seitens seiner Schwarzen Fans heimgesucht. Das 2015 uraufgeführte Theaterstück *Until, Until, Until*, von Edgar Arceneaux und Kurt Forman geschrieben, greift übrigens diesen Auftritt auf, ohne Vereen anzugreifen.²¹ Mit Frank Lawson in der Hauptrolle wurde eine beherzte Relativierung auf die Bühne gebracht, die den Zuschauenden ohne Vorwarnung einen Spiegel vorhält. Auf Monitoren, die dem Publikum zugewandt sind, sieht man Aufnahmen von Reagans damaligen Gästen, die schließlich ihre Plätze im Theater verlassen. Dann jedoch fangen die Kameras das heutige Publikum ein. Schamgefühle auf Knopfdruck. Gewagt, sogar gewieft. Aber gelungen? Inwieweit darf man *Blackfacing* benutzen, um *Weiß*en die Röte ins Gesicht zu treiben? Das scheint gewissermaßen die Quadratur des Teufelskreises zu sein. Doch ist es wirklich so schwierig?

Von meiner Warte aus kann man sich *Blackfacing* endlich abschminken. Ein für alle Mal! Das gilt auch für Saalwetten (2013) und versteckte Kamerafallen (2016) in deutschen Samstagabendsendungen. Wetten, dass es sich immer noch nicht herumgesprochen hat? Egal, da verstehe ich eben keinen Spaß. Auch nicht zum 1. April (2021), als *Blackfacing* sich – natürlich nur rein satirisch gemeint – gleichsam ins *Schleich Fernsehen*²² geschlichen hat. Und was ist mit den Sternsängern? Ist da nichts mehr heilig? *Weiße* Eltern, die zum Dreikönigstag Balthasar und Caspar unbedingt authentisch in Erscheinung treten lassen wollen, dürfen die Rollen gern – bitte festhalten! – mit waschechten Schwarzen Kindern besetzen, statt die Antlitze der eigenen Kinder zu schwärzen. Letzteres ist ein Relikt aus der Vergangenheit. Ein Relikt, das die Menschen auf die Hautfarbe reduziert und ihre Individualität ignoriert. Die Teilnahme zu erweitern, das ist viel nachhaltiger und zukunftsorientierter als die rücksichtslose Reproduktion der Stereotype.

Erst recht sollten sich afrikanischstämmige Menschen aus dem Sog des Minstrel-Zyklus entfernen. Dass man das sagen muss, oder!?! Bei den Farbenspielen der Unterdrückenden und Unreflektierten können wir jedenfalls nicht gewinnen. Passion und Pathos haben wir ohnehin ausreichend, wir bedürfen keiner Patina dazu.

Wir Schwarzen wahren unser Gesicht, indem wir unser wahres Gesicht zeigen. Ja, wir können uns durchaus blicken lassen, so gefährlich es auch ist. Und es ist gefährlich. Lebensgefährlich! Denn der Stolz, den wir als marginalisierte Menschen zur Schau stellen, weckt den Neid anderer. Immerhin gilt die *Maxime* des Melanins. „*Black don't crack*“, beteuert die nun 60-jährige Frau in meinem Spiegel, wenn ich morgens und nachts Denkmalpflege betreibe. Stimmt auch. Straffe Haut, keine Falten in der Visage. Wir sehen viel jünger aus, als wir sind. Wenigstens darüber kann sich unsere gefurchte Seele freuen.

Impressum

Für uns, den GrünerSinn-Verlag, ist nachhaltiges Handeln wegweisend. Deshalb achten wir bei der Herstellung ganz besonders auf umweltfreundliche, ressourcenschonende und schadstoffarme Produktionsweisen und Materialien. So kommen Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft zum Einsatz und für die Druckproduktion werden nur erneuerbare Energien und reine Pflanzenölfarben verwendet. Dieses Buch wurde in Österreich gedruckt und gebunden.

© 2022 GrünerSinn-Verlag, Gütersloh

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, sowie Verbreitung durch Bild, Funk, Fernsehen und Internet, durch fotomechanische Wiedergabe, Tonträger und Datenverarbeitungssysteme jeder Art nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags.

Konzept: Michaela Dudley

Satz und Layout: Christina Brause

Lektorat: Doreen Köstler

Coverfoto: Carolin Windel

Herstellung: Christian Dolezal, Print Alliance HAV Produktions GmbH, Bad Vöslau

ISBN: 978-3-946625-61-2

1. Auflage 2022, GrünerSinn-Verlag

www.gruenersinn.de

Jesse Owens, Held der Olympischen Spiele 1936 in Berlin, ließ die Nationalsozialisten und die Welt wissen, wo es langging. Zu Hause in den USA wurde der Schwarze Sprintstar jedoch vom Schatten des Rassismus erbarmungslos eingeholt. Als US-Läufer 1968 auf dem Siegerpodest den Black-Power-Gruß zeigten, fielen sie schlagartig in Ungnade. Heutzutage wird auf den Sportplätzen gekniet, um gegen Diskriminierung zu protestieren. Doch hilft die umstrittene Geste auch im Alltag jenseits der Stadionmauern?

In ihrem Essayband *Race Relations* schildert Michaela Dudley: „Wir, die vom Rassismus unmittelbar betroffen sind, befinden uns tagtäglich auf einem Parcours, der uns nicht nur physisch, sondern auch psychisch zermürbt. Sprengen wir hier die Ketten, sollen wir da über die Klinge springen. Die Ziellinie wird stets in weite Ferne gerückt, immer mehr Hindernisse werden aufgestellt. Und wer nicht mehr atmen kann, bleibt ohnehin auf der Strecke.“

George Floyd. Der Hanauer Anschlag. Solche Fälle lösen Entsetzen aus, neben Hashtags und Händeringen. Im Windschatten der eklatanten Hassverbrechen finden zudem allerhand Mikroaggressionen statt, die ebenfalls auf Hautfarbe und Herkunft zielen und den sozialen Frieden zerstören. Denn *White Fragility* und *Unconscious Bias* stehen der gesamten Gesellschaft im Weg. Diese Hürden, wie die Normen und Strukturen, die den Rassismus fördern, müssen gemeinsam bewältigt und beseitigt werden.

Michaela Dudley bringt diese Themen eloquent und einprägsam zur Sprache. „Die Entmenschlichung fängt mit dem Wort an, die Emanzipierung aber auch“, gemahnt die Berliner Kolumnistin, Kabarettistin und Blacktivistin mit afroamerikanischen Wurzeln. Ihr Dichten und Trachten ist aber mitnichten darauf bedacht, in eine Lamentation zu münden. In der Tradition von Maya Angelou und May Ayim redet Michaela Dudley stilsicher und selbstbewusst Tacheles. So liefert sie einen lyrischen Leitfaden, der effektiv zur Rassismusbekämpfung beizutragen vermag.

ISBN 978-3-946625-61-2 € 19,90



g
GrünerSinn
Verlag

